

Leopold Federmair

Die lange Nacht
der Illusion

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

www.omvs.at

ISBN 978-3-7013-1276-4

© 2020 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG-WIEN

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Media Design: Rizner.at

Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan

Coverfoto: Leopold Federmair

Grafische Gestaltung: Leopold Fellingner

Hoffnung des Verfassers

Buchstaben wie Tropfen,
die als Luftblasen platzen
Wörter wie Schnüre, grau,
und Sätze wie Wellen,
zum Suhlen geschaffen
Kapitel: stellbare Wände
kein Ende am Ende
Ach, Texte wie Meere . . .
. . . und Leere, genau

Affektenlehre

1

„Eine Doktorarbeit zu schreiben bedeutet vor allem, sich zu vergnügen. So eine Dissertation ist wie ein Schwein: Man wirft auf keinen Fall etwas weg.“ Ratsschläge dieser Art erteilte Umberto Eco den italienischen Studenten in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts; es waren andere Zeiten. Wie weit ich sie befolgt habe, kann ich selber schwer sagen. Ich habe mir Mühe gegeben, aber durch das Alles-Aufheben, Alles-Hinschreiben ging meine akademische Arbeit in die Breite, ich kam vom Hundertsten ins Tausendste, so daß ich Gefahr lief, ein ewiger Student zu werden, was ich nur in Augenblicken der Koketterie zu wollen vorgab. Nach zwei oder drei Jahren bekam ich solche Rückenschmerzen, wie sie in Ecos Vergnügungskonzept nicht vorgesehen waren.

Ich entsinne mich, daß ich mich eines Morgens nur mit größter Mühe aufrappeln konnte (ich dachte unweigerlich an Gregor Samsa). Zum Glück wohnte ich in Untermiete bei einem praktischen Arzt, der im Erdgeschoß ordinierte und im ersten Stock mit seiner Familie lebte, in einer der beiden Mansarden des Hauses. Die Miete „bezahlte“ ich, indem ich mich eine

bestimmte Anzahl von Wochenstunden um die beiden Kleinkinder kümmerte, was ich ohnehin gern tat. Schon als junger Mann mochte ich Kinder, ihre Frische und Eigenwilligkeit, das rasche Hin und Her der Affekte, zwischen Weinen und Lachen. An die Möglichkeit, selbst welche in die Welt zu setzen, habe ich erst viel später gedacht.

An jenem schmerzhaften Morgen schleppte ich mich durch das enge Treppenhaus hinunter in die Ordination des befreundeten Arztes. Gregor verabreichte mir eine Spritze, die mir etwas Erleichterung verschaffte, doch die Lähmungserscheinungen kehrten über mehrere Wochen hinweg immer wieder zurück. Meine Lage wurde durch die Angst verschärft, ich könnte so sehr erstarren, daß ich nicht mehr imstande sei, die Mansarde zu verlassen, so daß ich verhungern müßte (damit ich gehört werden konnte, ließ ich die Tür immer, auch nachts, einen Spaltweit offen). Erst die Beendigung meiner Doktorarbeit brachte mir Heilung; die Ewigkeit, man erlaube mir den kleinen Scherz, hätte mich ins zeitliche Verderben geführt. Ich entzog mich sogar der Aufforderung meines Doktorvaters, das Geschriebene noch einmal zu überarbeiten. Literarischer Perfektionismus paßte noch weniger zu Vergnügen und Leichtigkeit als geistiges Sauschlachten. Noch vor der Promotion sah ich mich nach einem Posten in Frankreich um.

Ein anderes Tier, das mir, ebenso metaphorisch, bei meinen Forschungen unterkam, war das Pferd. Ich ließ mich in meinen Lektüren treiben und stieß unverhofft auf einen Autor, der sich auf seinen Reisen in Frankreich und Italien auf dem Pferd fortbewegte und in den *Essais*, die er Jahre später schrieb, oftmals darauf zu sprechen kam, zum Beispiel in dem berühmten Kapitel, das seinen Reitunfall beschreibt. Ohne den Gefahren viel Beachtung zu schenken, schilderte er das Reiten als ein Schweifen und Balancieren, das dem Schreiben als Sinnbild gelten konnte, insofern es ein ständiges leichtes Auf und Ab, ein ausdauerndes Hin und Her beschrieb, ein angenehmes Wogen, eine geschickte Gleichgewichtsübung, dabei trotzdem ein Ziel vor Augen, dem der Reiter zustrebt. Rock 'n' Roll *avant la lettre*, im französischen Renaissancezeitalter! An einem einzigen Tag konnte Montaigne acht bis zehn Stunden im Sattel verbringen, ohne daß sein Reisevergnügen darunter litt. Ähnlich bewegen sich seine Essays, großzügig ausschwingend und doch immer wieder auf seine besonderen Anliegen zurückkommend, ohne diese zu Obsessionen ausarten zu lassen.

Pferd oder Schwein, zu meinen neuen Interessensgebieten, die mit meinem Forschungsthema, dem Petrarkismus Ronsards, nur indirekt zu tun hatten (wie alles mit allem indirekt zu tun hat), zählte die sogenannte „Affektenlehre“. Ich hatte davon gelesen, weil ich in jenen Jahren gern eine Radiosendung mit alter Musik hörte und mir von meinem spärlichen Einkommen aus

dem Ferialjob drei Schallplatten mit ebensolcher Musik zulegte, die ich während meiner Studien hörte (ansonsten bevorzugte ich Rockmusik). Ob sich Affekte tatsächlich anhand feststehender Regeln ausdrücken lassen, ist mir nie klar geworden; im Grunde genommen war es mir egal. Was mich aber verblüffte und sozusagen bei Atem hielt, war die Entdeckung, daß sämtliche Affekte zusammen ein dualistisches System bildeten. Es gab keine Ausnahmen, so viel ich auch darüber nachdachte, jeder Affekt deutete unweigerlich auf sein Gegenteil, und in diesem vielfachen, vieltausendfachen Gegensatzverhältnis bewegte sich die Musik ebenso wie die Literatur, die Sprache, das Leben. Unter „Affektenlehre“ begann ich im Wortsinn die Lehre von den Affekten zu verstehen, die große, sachlich beschreibbare, vernünftig beherrschbare Architektur der Leidenschaften der Seele. Beherrschbar durch den Gebrauch der Vernunft, so sah es zumindest Descartes in dem Werk, auf das ich hier anspiele und das ich damals, so seltsam, gar lächerlich es heute klingen mag, auf dem Nachtkästchen liegen hatte, um vor dem Einschlafen noch eine Weile darin zu blättern.

Der Gedanke, dieses System könnte trivial sein, kam mir erst viel später; offenbar war es für diese Erkenntnis notwendig, noch eine Reihe von Lebenserfahrungen zu machen. Ob wir wollen oder nicht, wir entkommen dem binären Gefängnis nicht, in dem sich unser Leben – zumeist entlang der Illusion freier, singulärer Entscheidung – entspinnt. Viele haben die Flucht versucht, ganze Philosophien wurden auf die Ablehnung der Binarität gegründet – alles umsonst. Es ist ein

Weltgefängnis, das nicht nur die Leidenschaften, die Passionen (im mehrfachen Schriftsinn) festsetzt, sondern auch unsere Wertungen, Gut und Böse, Schön und Häßlich, Nützlich und Nutzlos, Reich und Arm, Herr und Knecht; ja, auch die Gesellschaft ist, Hegel hat das nur allzu klar gesehen, binär strukturiert. Nur daß Hegel und seine Nachfolger sich mit der Zweizahl nicht begnügen wollten und eine dritte Ebene hinzusetzen zu müssen glaubten, die sie für höher hielten: Überwindung der angeblichen Widersprüche, die eben diese Überwindung angeblich in ihrem Schoß tragen, so daß die Zukunft der höheren Dimension unvermeidlich ist und dem Philosophen nichts anderes bleibt, als sie herbeizusehnen, also herbeizudenken und zu sanktionieren. Vielleicht kann man jede Art von Dynamik, also auch die Menschen- und sogar die Naturgeschichte, nur durch solche Dreischritte erkennen beziehungsweise darstellen. Eine ganz andere Sichtweise kultivierte Borges, wenn er auf den Spuren Schopenhauers dafür hielt, daß die ganze Geschichte nur eine lange Abfolge von unterschiedlich akzentuierten (oder interpretierten) Metaphern sei. Und diese Metaphern, erlaube ich mir hinzuzufügen, haben stets ihren unerbittlichen Widerpart. Es läßt sich, so betrachtet, überhaupt nichts überwinden. Das Leiden ist ewig, und das Vergnügen auch. Anders gesagt: Das Gleiche kehrt in unterschiedlichen, stets binären Gestaltungen wider.

Feinere Geister werden zustimmen, daß das eigentlich Spannende – dieses Epitheton kam während meiner Doktoratszeit in Mode – in der Differenzierung liegt, also in der Zerlegung der großen Gegensätze in

kleinere. Es ist dies eine Bewegung, die sich als infinitesimale Unendlichkeit denken läßt, von der Art jener unabschließbaren Zergliederung der Zeit und überhaupt jeder Wegstrecke, mit deren Paradoxie sich Borges so gern die Zeit vertrieb. Nichts ist rein gut oder ausschließlich schlecht! Nichts von dem, was ich hasse, ist mir nicht wenigstens in gewissen Aspekten ähnlich und sogar liebenswert... Die erwähnte Abhandlung Descartes' ist erstaunlich grobschlüchtig; an Differenzierungen scheint der gottgläubige Mann kein Interesse gehabt zu haben. Und was mich betrifft, den, nun ja, nicht nur vergeistigten, mitunter durchaus sinnenfreudigen und sogar sportlichen Studenten, so habe ich immer nur das System als Ganzes angestarrt, verblüfft über meine Entdeckung des Binären, einige Jahre bevor die Personalcomputer, diese unermüdlichen Kompositoren und Ordinatoren von Plus und Minus, ihren weltweiten Siegeszug antraten. Das ganze Raffinement, die Entfaltung der zahllosen Möglichkeiten des Vergnügens und der geistigen wie auch körperlichen Lust, liegt nicht in unendlichen Weiten, vielmehr führt es nach innen, zur Mikrostruktur.

Descartes vertritt die Auffassung, sämtliche Affekte, die fast ausschließlich paarweise oder in Kontrast auftreten, seien auf einen Grundgegensatz zurückzuführen, nämlich den von – wenig überraschend – Liebe und Haß. Wobei wir, nach Descartes' Definition, dasjenige lieben, was gut für uns ist, und hassen, was uns in irgendeiner Weise schadet. (Ich will diese Annahme hier nicht diskutieren, kann aber nicht umhin, mich an Frauen, die ich kannte, zu erinnern, die einen Mann

eben deshalb liebten, weil er ihnen schadete. Natürlich ist der Masochismus als eine Form des Lustgewinns zu begreifen, die nicht ohne Liebesfähigkeit auskommen kann.) Descartes zufolge gibt es alles in allem nur sechs „primitive“, das heißt einfache, nicht zusammengesetzte Affekte: Bewunderung, Liebe, Haß, Begehren, Freude und Trauer. Die Bewunderung zeigt als einziger Affekt keinen Gegensatz, weil das Empfinden im Fall, daß es kein Objekt der Bewunderung hat, auf Gleichgültigkeit gestellt ist, eine Art Stand-by, Null-Affekt. Auf solche Weise gehen wir, wenn wir in die Jahre kommen, die meiste Zeit durch die Welt, leidenschaftslos – was dem stoischen Ideal entspricht, aber nicht den Stimmungen eines passionierten Dualisten.

Im Original ist von „admiration“ die Rede. Freilich, die Übersetzung hat ihre Tücken, der Philosoph des 17. Jahrhunderts meinte womöglich etwas anderes als heute ein junger Franzose, der irgendein Popsternchen anhimmelt. Im Wörterbuch der Académie française von 1694 werden jene Gefühle als *admiration* definiert, die die Wahrnehmung von etwas Außergewöhnlichem in uns erzeugt. Die Beispiele sind überwiegend positiv, sie können aber auch negativ sein, so wird uns etwa, sagt das Wörterbuch, die *folie des hommes*, der Wahn der Menschen, in Staunen setzen. (Descartes gegenüber möchte man die Frage einwenden, ob die positive Bewunderung nicht ein Komplement im Schrecken hat.) Man kann auch zuviel bewundern, sagt Descartes, und ebenso kann man zu neugierig sein – obwohl er zugesteht, daß ohne Neugier keine Wissenschaft gedeiht. Die völlige Affektlosigkeit erklärt er nicht zum

Ziel der Weisheit, wohl aber die Mäßigung der Leidenschaften. So ähnlich hat das auch Montaigne gesehen, der ja sogar meinte, man könne den Gebrauch einer Tugend übertreiben. Zum Beispiel die Liebe übertreiben, oder den ehelichen Geschlechtsverkehr (ein Beispiel, das er tatsächlich anführt!). Bei allem käme es darauf an, das rechte Maß zu finden. War das Ideal unserer Denker der Goldene Mittelweg? Nicht Spannung zwischen den Extremen, nicht begeistertes Differenzieren, sondern langweiliges Abwägen zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig? Den Weg des geringsten Widerstands gehen?

Nein, solche Fragen stellte ich meinem Montaigne nicht; ich bewunderte, ich verehrte ihn zu sehr. Was ich las, konnte ich damals noch lieben, wie ich meine Frauen liebte, bewunderte, verehrte, mit einer Maßlosigkeit, die die Helden der abendländischen Geistesgeschichte gerügt hätten. Nicht gleichzeitig, sondern der Reihe nach habe ich sie geliebt, in verschiedenen Abschnitten, Kapiteln. Gab es nicht auch eine Antithetik zwischen der Geliebten und mir, dem Liebenden? Nein, die alte Affektenlehre konnte das nicht ganz so alte, aber tiefer verwurzelte romantische Ideal nicht ausrotten; beide Systeme koexistierten, ohne daß mir dies zu Bewußtsein kam. Das Ideal der Einheit, der Überwindung der Gegensätze. Die Rückkehr ins Paradies. War Hegel nicht in seinem Wesen, oder zumindest in seinem Ursprung, ein Romantiker? Auch diese Frage stellte ich mir nicht, zu sehr war ich immer noch vom Zeitgeist geprägt, der allem den Wind der Dialektik um die Ohren blies. Trivial, das Gelebte war

trivial; ich merkte nicht, daß es diese Eigenschaft mit den heiligen Texten teilte.

3

Ich glaube nicht, daß ich je mit meiner Frau – meiner zweiten Ehefrau, um genau zu sein – über diese Dinge gesprochen habe. Meine Dissertation lag weit zurück, als wir uns kennenlernten; die Trivialität der Affektenlehre hatte ich hingenommen. Umso überraschter – *d'autant plus admiratif*, oder schlichter gesagt: *épaté* – war ich, als ich in dem von ihr hinterlassenen Manuskript von der Polarisierung zwischen den Bewertungskategorien der sogenannten Sozialen Medien las und diese auf eine tieferliegende Binarität zurückgeführt fand. Es ist doch so, im täglichen Zusammenleben nähert man sich einander an, im buchstäblichen wie im übertragenen Sinn, bloße Kontiguität führt zur Identifikation. Solche Annäherung kann – und sollte vielleicht – wechselseitig sein, keine Einbahnstraße, wie es so schön heißt. Ich werde du, du wirst ich. Natürlich nicht schrankenlos, nur in bestimmten Zonen und Winkeln der Persönlichkeit. Vermutlich gibt es durchaus so etwas wie einen unzerstörbaren Kern (der seinerseits zwiefältig sein dürfte). *Like/dislike*, diese unerbittliche Grundkonstellation und die ganze, in rhetorische Zeichen, genauer gesagt: in eine Tabelle von Emojis*

* Für jene, die's nicht wissen: „Emoji“ ist die japanische Zusammenfügung von „Emotion“ und „Zeichen“.